

„Wir wollen ein offenes Forschungsmuseum sein“

Michael Weese, seit 2017 Direktor des Salzburger Freilichtmuseums, im Gespräch mit Ute Holfelder, Senior Scientist am Institut für Kulturanalyse, Alpen-Adria-Universität Klagenfurt

Transkription Roland W. Peball

UH: Herr Weese, Sie sind seit zwei Jahren Direktor des Salzburger Freilichtmuseums. Wie sieht Ihre erste Zwischenbilanz aus?

mw: Jedes Freilichtmuseum hat grundsätzlich ein tolles Potenzial als Nicht-Vitrinen-Museum. Gleichzeitig aber sind Freilichtmuseen nicht selten diejenigen Museen, die oft weniger reflexiv arbeiten. Einfach deswegen, weil sie als Besuchermagnet fungieren und weil sie mit den Besucherströmen – auch unser Museum hat im vergangenen Jahr über 111.000 Besucher und Besucherinnen begrüßen dürfen – dazu neigen, sich weniger infrage zu stellen. Sie können mit Zahlen aufwarten, mit denen sie normalerweise keine Rechenschaft gegenüber einer Kulturverwaltung oder einer Kulturförderstelle ablegen müssen, weil sie aus deren Sicht erfolgreich sind. Dieser messbare Erfolg versperrt manchmal die Bereitschaft von Freilichtmuseen, sich zu fragen: Was machen wir hier eigentlich? Andere Museen, vor allem kleinere, sind gezwungen, dies viel öfter zu tun, sie müssen sich legitimieren und damit auch stärker reflektieren. Gerade auch diese Ambivalenz hat mich bei meinem Amtsantritt sehr gereizt. Das gesamte wissenschaftliche Team hier im Salzburger Freilichtmuseum war von Anfang an sehr wertschätzend und unterstützend, hat mitgezogen und unterstrichen, dass wir uns wieder stärker infrage stellen müssen, dass wir einen Blick hinter unsere Arbeit werfen wollen und dass wir auch wieder verstärkt neue Fragen an unsere Sammlungen stellen. Wir wollen uns zu einem offenen Forschungsmuseum entwickeln und dies auch besser kommunizieren.

UH: Was sollte ein Freilichtmuseum Ihrer Ansicht nach heute leisten?

MW: Ich denke, Freilichtmuseen leiden ein wenig unter einem altbekannten volkskundlichen Syndrom, dass sie Häuser und Dinge von vermeintlich langer Dauer und Beständigkeit präsentierten und repräsentierten. Was wir als Freilichtmuseum etwa leisten können, ist, diesen Glauben an eine lange Kontinuität zu brechen und sehr viel stärker den steten Wandel zu thematisieren. So haben wir in den Vermittlungsprogrammen schon viel verändert, indem wir historische Längsschnitte skizzieren und damit erklären, wie sich Häuser, Lebenswelten und Dinge im Lauf der Jahrhunderte, und manchmal auch nur innerhalb weniger Jahre, gewandelt haben. Wenn ich selber durch unser Museum führe, merke ich, dass Besucherinnen und Besucher oft ganz überrascht sind, wenn ich erzähle, dass die meisten Häuser, die hierher transloziert wurden, nicht hier stehen, weil sie so schön sind, sondern vor allem deswegen, weil sie obsolet geworden waren, weil sie aufgegeben worden waren, weil niemand mehr so leben wollte. Und das verstehen Besucher und Besucherinnen zunächst natürlich nicht, weil viele, die hierherkommen, eigentlich auf der Suche nach vertrauten Bildern eines vagen „Früher“ sind, und weil sie – wenn auch nicht explizit artikuliert – das Bedürfnis haben nach Kontinuität, nach Vertrauten, nach Heimatlichem in irgendeiner Form.

Was wir daher als Freilichtmuseum leisten wollen – nach den Bedingungen von Veränderungen zu fragen und dies dann auch aus unterschiedlichen Fragerichtungen zu tun –, ist etwas, was wir gemeinsam mit KooperationspartnerInnen angehen. Wir glauben nicht an *eine*, vermeintlich objektive Darstellung, sondern wir lassen mehrere unterschiedliche Zugänge und Erzählweisen zu. Wir bemerken, dass sich damit auch die Neugierde unseres Publikums verändert. Natürlich haben wir auch unser Stammpublikum, aber selbst dieses Stammpublikum – und das sind zum Teil auch Menschen einer Generation Sechzigplus – sagt: Super, dass ihr die Dinge jetzt auch mal ganz anders macht!

UH: Mit welchen Institutionen kooperieren Sie?

MW: Zum Beispiel mit der Uni Salzburg. Da gibt es etwa einen Lehrgang für Gastrosophie – gemeinsam mit diesem kochen und verkosten wir in Küchen unserer Museumsbauten Speisen nach historischen Rezeptbüchern. Oder wir laden BiologInnen ein, in einem Biotop innerhalb des Museumsareals ein Wiederansiedelungsprojekt der vom Aussterben bedrohten Steinkrebse durchzuführen. Oder wir initiierten gemeinsam mit der Galerie Fotohof und der Galerie Kunst im Trakl-Haus ein Foto-Projekt, *StandOrtWechsel – Häuser im Wandel*: Fotografinnen und Fotografen wurden im Rahmen dieses Projektes eingeladen, sich auf künstlerische Spurensuche an jene Orte zu begeben, von denen das Freilichtmuseum seine historischen Zeugnisse ländlicher Baukultur übertragen hat. Was ist dort seit der Translozierung der Häuser passiert? Was ist an die (Leer-)Stelle dessen getreten, was seinerzeit abgetragen wurde? Und was macht der Wandel mit den Menschen und ihren Häusern? Fragen, deren Beantwortung mit dem Medium der Fotografie versucht wurde. Mehrere Ausstellungen und ein Fotobuch dokumentierten schließlich die Arbeiten der Fotografen. Karl-Markus Gauß folgt in einem einleitenden Essay deren Blicken und erzählt von seinen eigenen Beobachtungen im Museum.

Literarisch arbeitet das Salzburger Freilichtmuseum seit verganginem Jahr auch mit dem Salzburger Literaturforum Leselampe und dem Kulturverein dietext zusammen. Wir nennen dieses Angebot *Literatur ab Hof*: In einer Art Stationentheater gehen dabei Schauspielerinnen und Schauspieler sowie Musikerinnen und Musiker im Museumsgelände von Haus zu Haus, tragen auf einem Tennboden oder in einer Stube literarische Texte vor oder verknüpfen sie mit kurzen szenischen Darstellungen. Diese Texte reichen von aktuellen Neuerscheinungen zurück bis vor vielleicht 150 Jahren. Thematisch widmeten wir uns im letzten Jahr dem Schwerpunkt *weg/e gehen* und in diesem Jahr dem Motiv *bleibe/n*. Dadurch kommen wieder Erzählungen, Aufzeichnungen und Memoiren in die Häuser, die vielfach verlorengegangen sind.

UH: Derzeit sind im Museums- und Ausstellungsbereich Kooperationen mit Künstlerinnen und Künstlern en vogue. Arbeiten Sie noch mit weiteren künstlerischen Konzepten?

mw: Künstlerische Konzepte können Selbstverständlichkeiten infrage stellen. Kunst kann auch wichtige Bestandteile einer zeitgeschichtlichen Erinnerungskultur bereitstellen und sich in ein zukünftiges kollektives Gedächtnis einschreiben. Mit der Fotografie werden wir weitermachen. Warum gerade Fotografie? Zum einen besitzen wir selber eine Sammlung mit etwa 33.000 Fotografien, Dias, Digitalisaten. Zum anderen sind Fotografien – genauso wie die ins Museum übertragenen Häuser – Speichermedien der Erinnerung. Und mit der Fotografie bietet sich eine inspirierende Möglichkeit, mit der Hausforschung in Dialog zu treten. Ich halte aber nichts davon, hier irgendeine Kunstausstellung zu machen, die nicht kontextbezogen wäre. Aber gerade mit der Fotografie kommen durch unterschiedliche Blickwinkel, Blickweisen oder auch durch die Kombinatorik mit anderen Bildern Irritationen und Ergänzungen zustande, die wir hier mit unseren Mitteln so nicht leisten könnten. Und das finde ich sehr gut – auch als Methode, weil die Fotografie als methodisches Handwerkszeug ja durchaus eine „Wahlverwandtschaft“ zur teilnehmenden Beobachtung der Ethnologie hat. Von daher macht das Sinn.

uh: Und wie wird das angenommen?

mw: Unter den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern bestand anfangs sicherlich eine gewisse Skepsis, viele konnten es sich eigentlich nicht recht vorstellen. Und die Wahrheit ist: Selbst ist man auch nicht immer ganz sicher, ob das aufgeht. Ich habe mich aber immer gerne zwischen den Disziplinen bewegt und Vertrauen gehabt, dass man sich nicht davor scheuen muss, unterschiedlichste Disziplinen zusammenzubringen. Man muss nur versuchen, sich auf neue Zugänge einzulassen, neugierig zu bleiben und die richtigen Leute zu begeistern. Und ich glaube, das ist auch gelungen. Es treten mittlerweile laufend Künstler und Künstlerinnen an uns heran. Wir haben erst kürzlich ein Videoprojekt mit jemandem gemacht. Durch die eingangs erwähnten Projekte wollen heute einfach mehr Künstlerinnen und Künstler etwas mit uns realisieren und ihre eigene Subjektivität einbringen.

Persönlich erlebe ich diese Partizipation eigentlich nur als bereichernd, aber das heißt nicht, dass wir unsere Kompetenz aus der Hand geben wollen, sondern wir wollen unsere Arbeit im Dialog mit anderen machen.

Das gilt in hohem Maße auch für die Zusammenarbeit mit unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen. Ich vertraue unserer Kulturwissenschaft, aber ich glaube, dass beispielsweise das Fach der Europäischen Ethnologie – gerade auch in Österreich – Forschungslücken aufweist und mehr denn je auf Interdisziplinarität angewiesen ist. Anders als in Deutschland, wo die Hausforschung in Lehre und Forschung einen deutlich höheren Stellenwert besitzt, werden an Österreichs Universitäten kaum mehr „Hausforschung“ oder „Wohnen und Wirtschaften“ aus historisch-anthropologischer Perspektive gelehrt. So sind wir auch gezwungen, auf andere Partner auszuweichen.

Ein Beispiel: Das Salzburger Freilichtmuseum hat im letzten Jahr ein Kleinstbauernhaus in Holzbauweise aus dem Lungau abgetragen. Dessen Erforschung verdankte sich einer breiten interdisziplinären Zusammenarbeit, die mit modernsten Dokumentationsmethoden im Zuge der Übertragung dieses Gebäudes ins Museum nun Antworten auf viele unserer Fragen erlaubte. Durch die enge Kooperation zwischen dem Salzburger Freilichtmuseum und der Universität Salzburg mit dem dort angesiedelten Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit einerseits und ergänzenden Fachdisziplinen wie Archäologie, Denkmalpflege und Dendrochronologie andererseits konnten neue Standards für die Zusammenarbeit von Freilichtmuseen, universitärer Forschung und Denkmalpflege gesetzt werden. Über die charakteristischen Jahresringabfolgen im Bauholz konnte die Dendrochronologie die Errichtung dieses Kleinstbauernhauses um 1482 datieren; 1492, zehn Jahre später, wird Amerika entdeckt und Kopernikus ist noch keine zwanzig Jahre alt – die Menschen glaubten damals also noch daran, dass die Erde eine Scheibe ist. Aus dieser frühen Zeit stammt nun diese kleine Keusche aus dem Lungau und wir konnten in der fachübergreifenden Zusammenarbeit mittels neuer Methoden und anderer bauhistorischer Analysen auch zu neuen Erkenntnissen gelangen.

Auch die Museologie verlangt nach neuen interdisziplinären Forschungsansätzen. Das sollte meines Erachtens schon in der universitären Ausbildung verdeutlicht werden.

Als ich vor einigen Jahren zu einem Vortrag innerhalb eines Institutskolloquiums an der Universität zum Thema „Absolventen sprechen über ihre Arbeit an Museen“ eingeladen wurde, waren circa

achtzig Studierende da, volles Haus. Und ich habe am Anfang gefragt: „Wer von Ihnen möchte gern an ein Museum gehen?“ Und es hat nicht ein Einziger aufgezeigt. Das zeigt schon auch die Schwierigkeit, Menschen wieder für Forschung an Museen zu begeistern: Was ist das Spannende an so einer Tätigkeit? Wo kristallisieren sich neue Fragestellungen heraus? Was kann ich bei interdisziplinären Forschungsansätzen selbst mit einbringen? Und da brauchst du, denke ich, auch ein „klassisches“ Rüstzeug, dass du dich für Sachkulturforschung interessierst, dass du dich für Hausforschung interessierst und dass du diese auch irgendwo vermittelt bekommst. Oder dass du darüber hinaus auch noch viel mehr gegenwärtige museologische Fragestellungen vermittelt bekommst, weil ja auch das Museum heute in steter Rede ist und befragt wird. All diese Forschungsbereiche gehörten, meiner Meinung nach, im Studium wieder weit mehr etabliert. Ich habe selbst viele Jahre an der Universität für angewandte Kunst in Wien im Rahmen eines museologischen Seminars lehren dürfen und habe rückblickend das Gefühl, dass dort das Interesse der Studierenden außerordentlich groß war. Wir besuchten laufend Ausstellungen und Museen, waren vor Ort, blickten gemeinsam hinter die Kulissen, und das war spannend. Auch für mich.

Ich denke, man muss Studierenden vermitteln, dass es in Museen natürlich nicht nur um einen „klassischen“ Fächerkanon, beispielsweise um Hausforschung, um Sachkulturforschung oder um Kunst, geht. Es geht auch um eine innere Haltung, es geht auch um innere Überzeugung. Als ich die wissenschaftliche Leitung am Landesmuseum Burgenland innehatte, konnte ich beispielsweise immer wieder aufs Neue ausloten, wie sehr es lohnen kann, sich entlang von Sammlungen differenziert mit unterschiedlichen Identitäten, mit unterschiedlichen Volksgruppen, mit deren Selbst- und Fremdbildern auseinanderzusetzen. Ich denke, das sind fruchtbare Aufgabenfelder für Studierende aus den Kulturwissenschaften, gerade in Zusammenhang mit landeskundlichen oder heimatkundlichen Sammlungen lassen sich diese in Ausstellungen äußerst ertrageich thematisieren. Jede Ausstellung ist für mich ein Diskurs. Identität, Heimat, Kultur, das sind Begriffe, die problematisiert gehören, aber man muss sich trauen, diese zu befragen. Und das kann ein Museum. Das sollten wir Studierenden vermitteln: Kultur ist nicht nur etwas Liebes, Nettes, das man pflegt. Du hast eine Verantwortung, wie diese verhandelt wird.

UH: Mit diesen Fragen sind ja insbesondere die Freilichtmuseen konfrontiert. Wenn wir uns diesen Boom von Ländlichkeit auf der Ebene von Medien, etwa in Zeitschriften, anschauen, das ist ja fast nicht mehr schön. Diese greifen ja durchaus auch volkskundliche Themen auf, auf ihre Art und Weise.

MW: Wir thematisieren diese Fragestellung auch in einem unserer Museumshäuser. Dort sind solche Zeitschriften, die Sie gerade angesprochen haben, ausgestellt – Zeitschriften wie *Landlust*, *Landleben*, *Serrus Magazin* und andere. Ich sehe solche Publikationen durchaus ambivalent. Klar würden wir schnell darüber einig sein, dass sich darin das Idyllisierende, Behübschende, Heimattümelnde finden lässt. Aber es sind auch Quellen und Zeitdokumente unserer Zeit: Sie sind auch Ausdruck eines Bedürfnisses nach Dingen, die mit Erinnerungen an ein imaginiertes Früher zu tun haben, mit Sentimentalitäten. Und als zeithistorische Quellen müssen wir sie durchaus ernst nehmen.

UH: Sie haben ein neues Besucherzentrum geplant ist. Was dürfen wir da erwarten?

MW: Das Salzburger Freilichtmuseum benötigt seit mehr als dreißig Jahren einen veränderten Eingangs- und Verwaltungsbereich. Beide Funktionen sind seit der Museumsgründung im Jahr 1984 in einem Flachgauer Einhof untergebracht, einem Mittelflurhaus, das über der Haustüre ein Baudatum von 1736 trägt. Tatsächlich waren schon bei der Abtragung dieses Hauses Stall und Tenne nicht mehr vorhanden, sie wurden in den 1980er Jahren neu erbaut und als Eingangshalle und Verkaufsladen adaptiert, und im einstigen Wohnteil wurden die heutigen Büros situiert. Mittlerweile ist dieser Eingangs- und Verwaltungsbereich nach einer über viele Jahre währenden Improvisation am Ende seiner Gestaltungsmöglichkeiten angelangt. Der Raum, in dem wir gerade unser Interview führen, ist der einzige Raum in diesem Gebäude, in dem ich aufrecht stehen kann, im Obergeschoss sind die Räume viel niedriger und auch an einem strahlenden Sommertag wie heute braucht man stets künstliches Licht.

Wir haben für den künftigen Neubau ein genaues Raum- und Funktionsprogramm entwickelt mit klaren funktionellen und architektonischen Zielsetzungen. Das Salzburger Freilichtmuseum hat

heuer einen europaweiten Wettbewerb ausgeschrieben und 55 Einreichungen erhalten, von denen wir zwölf Büros für die weitere Bearbeitung ihres Entwurfs eingeladen haben. Ziel war die Erlangung eines anspruchsvollen Gestaltungskonzeptes, das sich in die Umgebung sensibel einpasst hinsichtlich Materialwahl und Proportionen. Dafür wurde von uns eine Architektur erwartet, die sich mit den historischen Bauformen des Landes Salzburg auseinandersetzt, diese neu interpretiert, sich ohne jede Anbiederung in den Kontext des historischen Gebäudebestands einpasst und den Bau- und Werkstoff Holz in seinen verschiedensten Formen eindrucksvoll einsetzt. Gleichzeitig sollte den Besucherinnen und Besuchern des Salzburger Freilichtmuseums verdeutlicht werden, dass sich hier ein überregional bedeutsamer Museumskomplex von großer Strahlkraft befindet. Im September dieses Jahres hatten wir die Jury-Sitzung und aus der Zeichenfeder des Bregenzer Architekturbüros Cukrowitz Nachbaur ein unheimlich stimmiges Siegerprojekt.

UH: Und welche Funktionen soll das Besucherzentrum haben?

MW: Als wichtigste Funktion galt und gilt, eine neue Eingangssituation zu schaffen, die auch an manchem Tag 4.000 Museumsbesucher bewältigen wird können. Die zweite – und nicht weniger wichtige – Funktion ist, ein Haus *für* Besucherinnen und Besucher zu bauen, sie zu Beteiligten zu machen, sie einzuladen, unsere Einrichtungen, unsere Archive, unseren Wissensspeicher zu nützen. Wir wollen ein offenes Forschungsmuseum sein. Wir haben ein tolles Planarchiv, wir haben ein tolles Fotoarchiv und wir haben eine Bibliothek, von der wir glauben, dass sie viel mehr für unsere Besucherinnen und Besucher da sein sollte. Und diese Einrichtungen – Bibliothek und Archive – wollen wir transparent sichtbar machen, baulich situiert an einem Scharnier zwischen öffentlichem Eingang und Verwaltungsbereich. Ergänzt wird das räumliche Angebot auch durch einen Tagungsraum für etwa hundert Personen. Es ist uns wichtig, hier mit der Gesellschaft in Dialog treten zu können.

UH: Sie haben von der neuen Keusche erzählt. Wie funktioniert das, wenn Anfragen für die Übernahme von Gebäuden kommen? Wie viel Platz gibt es in Ihrem Freilichtmuseum,

um neue Gebäude aufzunehmen, und nach welchen Kriterien wird dann ausgewählt?

mw: Das ist eine ganz entscheidende Frage. Das Salzburger Freilichtmuseum erstreckt sich über ein Gelände von ca. 50 Hektar. Das ist ein weites Museumsareal und auf dieser Fläche stehen circa hundert Baulichkeiten – nicht hundert Höfe, sondern auch Kapellen, Backöfen, Klein- und Flurdenkmäler. Das heißt, wir haben schon noch ein bisschen Platz. Wir erhalten immer wieder Angebote zur Übernahme von Gebäuden, aber wenn man den Schwerpunkt auf jene bestimmten baulichen Erscheinungsformen im Land Salzburg setzen will, die in einer gewissen Häufigkeit und Regelmäßigkeit auftreten – auf Hofformen wie Einhof, Paarhof oder Gruppenhof etc. –, dann haben wir diese vermutlich ausreichend dokumentiert.

Was aber fehlt, sind Gebäude, die darüber hinaus auch das ländliche Leben ausgemacht haben. Dieses hat ja nicht nur aus Bauernhöfen bestanden. Und da gibt es durchaus Erweiterungsbedarf. Als ich ans Salzburger Freilichtmuseum berufen wurde, war ich sogleich mit der Frage konfrontiert: Was geht Ihnen ab? Und ich habe etwas vorschnell geantwortet: eigentlich die gesamte bauliche Geschichte innerhalb des ländlichen Raums im 20. Jahrhundert. Heute weiß ich natürlich, dass das Salzburger Freilichtmuseum bereits einige sehr sprechende Zeugnisse ländlicher Baukultur aus dem letzten Jahrhundert transloziert hat – ein Elektrizitätswerk, ein Mauthaus, eine Tankstelle, ein Salettl. Doch denke ich, dass es beispielsweise ganz wichtig wäre, darüber hinaus jene Geschichte zu vertiefen, als erste touristische Angebote und der sogenannte „Fremdenverkehr“ aufs Land kamen. Da könnten zum Beispiel dann auch so etwas wie ein zur Frühstückspension umgebauter Hof oder eine „Landdisco“ hineinkommen. Oder es könnte auch vermittelt werden, wie „Urlaub am Bauernhof“ ländliches Wohnen und Wirtschaften, aber auch die Alltage verändert hat. Wie Verschönerungsvereine Ende des 19. Jahrhunderts schon begonnen haben, die Orte „zurechtzurichten“, wie Heimatvereine und Trachtenmusikkapellen bemüht waren, den Erwartungen und Sehnsuchtsbildern der Urlaubsgäste zu entsprechen. Da sehe ich auch eine unmittelbare Kongruenz zu der Geschichte von Freilichtmuseen, die hier mit reflektiert gehört. Das wird eines der Projekte der nächsten Jahre werden.

UH: Sie haben von den Haustypologien gesprochen, die bestimmten Regionen zugeordnet werden und diese repräsentieren sollen. In Kärnten haben wir den Eindruck, dass die Übergänge in der Alpen-Adria-Region zwischen Österreich, Slowenien, Friaul doch sehr fließend sind. Gibt es Überlegungen dahingehend, dieses Transkulturelle, das heißt, das über Salzburg Hinausreichende oder die Vermischungen, einmal anzuschauen?

MW: Sie haben völlig Recht, ich finde auch, dass dies einen richtigen Ansatz darstellt. Transkulturalität, den Einfluss von Kulturen aufeinander, finden wir ja auf vielseitigste Weise in der gerade zuvor erwähnten Begegnung von städtischen Urlaubsgästen mit der Landbevölkerung. In Bezug auf Baugeschichtliches sind wir zum Beispiel im regen Austausch mit bayerischen Freilichtmuseen. Tatsächlich gibt es hier in Form, Funktion und Material mehr Gemeinsames als Trennendes. Wir haben es aber nicht oft explizit thematisiert. An einem Flachgauer Einhof, dem Lohnergütl, können wir eine Vermischung unterschiedlicher Baukulturen aber doch recht anschaulich zeigen: Dort sind in einem Blockbau aus der Mitte des 17. Jahrhunderts in den Außenputz des Stallmauerwerks Schlackensteine ornamentartig gedrückt worden. Diese Technik, den Schlackenputz zu verzieren, gelangte Mitte des 19. Jahrhunderts vermutlich durch italienische Wanderarbeiter nach Salzburg.

Wenn man Museumshäuser weniger nach ihren typologischen Besonderheiten, sondern nach ihren Einflüssen befragt, dann verbindet diese alle sicherlich, mehr als jede Eigentümlichkeit, ihr stetiger Wandel. Allein mit traditionellen Kulturgrenzen kommt man ihnen daher nicht bei, sie sind vielmehr durch Veränderungen – sozialer und wirtschaftlicher Art – gekennzeichnet.

Als ich am Salzburger Freilichtmuseum meine Arbeit begonnen habe, wurde ich einmal gefragt, was ich eigentlich von Beruf sei, und ich habe damals geantwortet: Ich bin kein Volkskundler, ich bin ein Wandelkundler. Tatsächlich ist es der alles durchdringende Wandel, der uns Kulturwissenschaftler viel mehr interessieren sollte.

UH: Bevor wir jetzt dann aufs Gelände gehen, habe ich noch eine Frage zur Ehrenamtlichkeit bei Ihnen im Haus. Es gibt

ja vor allem viele Lokführer, wie ich auf der Homepage gesehen habe.

mw: Wir sind eine Landeseinrichtung und unterliegen da einem einzuhaltenden Stellenplan. Wir können nicht selbsttätig Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter anstellen. Wir müssen im personellen Bereich sehr genau haushalten und sind daher auch auf Ehrenamtlichkeit angewiesen. Heute fahren für uns sechzig Lokführerinnen und Lokführer, der größte Teil von ihnen ist bereits in Pension und erfüllt sich einen Kindheitstraum. Jedes Jahr vor Saisonanfang absolvieren sie eine Schulung wie auch eine bahnärztliche Untersuchung. Sie alle erhalten einen freien Dienstvertrag und sind selbstverständlich versichert.

Man kann heute sagen, dass aus der Zuanlage im Salzburger Freilichtmuseum eine wirkliche Erfolgsgeschichte geworden ist: Für die Lokführerinnen und Lokführer selber, die ihre Begeisterung auf unsere Besuchergruppen übertragen, für kleine und großgewordene Kinder, die nun mit längerer Verweildauer das Museum erkunden, und für ältere Menschen und Personen mit körperlicher Beeinträchtigung, die auf diese Weise das Museumsgelände barrierefreier besuchen können.

uh: Vielen Dank für das aufschlussreiche Gespräch, dann gehen wir jetzt aufs Gelände?

mw: Oder wir fahren mit dem Zug? Auch von meiner Seite herzlichen Dank für das Gespräch!

